Zu der Hofgesellschaft gehört auch die als Schönheit gepriesene Gräfin de Castiglione, die von den meisten als die reizendste Frau ihrer Zeit gerühmt wurde. Nach einem Brief, den die Marquise de Coniades an den Marquis de Castellane richtete, stand dieser Rang aber der Herzogin von Manchester zu. „Sie ist so schön wie das Sonnenlicht," schreibt sie, „und sie übertrifft sogar noch Frau de Castiglione. Ihr Profil gleicht einer antiken Gemme, und es wird geradezu hell, wenn sie ins Zimmer tritt." Solches Lob ist besonders hoch zu werten, wenn es einer Frau von einer andern gespendet wird, aber dieses Lob aus Frauenmund wird noch von der Schilderung Prinzessin Radziwill übertroffen, die erklärte: „Als ich bei der Herzogin von Manchester eintrat, erschien sie mir als das entzückendste Geschöpf, das meine Augen je gesehen hatten. Ich habe in meinem Leben in der Tat nur drei Frauen gesehen, die ihr an Schönheit nahekamen. Es waren das die Herzogin von Sermoneta, die Gräfin de Villeneuve und Frau Kitty Tolstoi."

*

**Der schlagfertige Lesseps.**

Eines interessanten Zwischenfalls, der sich im Jahre 1870 bei der Flucht der Kaiserin Eugenie aus Paris ereignet hat, und der bisher nicht bekannt geworden ist, gedenkt ein Mitarbeiter der „Morning Post". Er stützt sich dabei auf die Mitteilungen, die Ferdinand de Lesseps seinerzeit seinem Onkel gemacht hatte. Lesseps war ein Vetter der Kaiserin und gehörte zu den Männern, die ihr bei ihrer Flucht aus den Tuilerien behilflich waren. Als die Kaiserin vor der eindringenden Volksmenge eilig die nach dem Hofe führende Treppe hinunterlief, wurde sie von einem Jungen, der auf der Treppe stand, erkannt und mit dem Rufe „Tiens, voilà l' Impératrice!" (Halt, das ist ja die Kaiserin!") zu ungelegener Zeit begrüßt. Lesseps verlor in diesem kritischen Augenblick nicht das kalte Blut und rettete die Situation. Er sprang auf den Knaben zu, der den Alarmruf ausgestoßen hatte, gab ihm eine kräftige Maulschelle und begleitete die Züchtigung mit den Worten: „Ich will dich lehren, Vive le roi-de Prusse! zu rufen" Der Junge war so eingeschüchtert, daß er mit offenem Munde stehen blieb und vor Schreck kein Wort herausbringen konnte.

## 55000 Dollars für eine Handschrift Popes.

Eine Auktion von Büchern und Manuskripten, die kürzlich in Philadelphia unter großem Zulauf von Sammlern und Antiquaren stattfand, vereinigte eine seltene Auswahl von Kostbarkeiten des Autographenmarktes. Ein heißer Kampf entbrannte insbesondere um die Originalhandschrift des achten Gesanges von Byrons „Don Juan," die der Dichter auf 48 große Folioseiten niedergeschrieben hatte, und die für 3600 Dollars einem Liebhaber zugesprochen wurde. Fünfzig Briefe, die Benjamin Franklin an Miß Mary Stevenson gerichtet hatte, brachten 5525 Dollars. Unter den zur Versteigerung gelangten Manuskripten befanden sich auch zwei Dokumente, die auf die Eroberung von Mexiko Bezug haben. Das eine stammt aus der Feder Pedro de Alvarados, eines Gefährten des Cortez, und erzielte einen Preis von 1000 Dollars. Das zweite aus sechs Briefen, der Cortez an den Kaiser Karl V. gerichtet hatte, und der für 1400 Dollars einen Käufer fand. Den höchsten Preis aber erzielte das Manuskript des ersten der drei Bücher des Popes „Essay on Man". Es füllt 40 zweiseitig beschriebene Blätter eines Quartheftes und wurde nach heftigem Kampf für 55000 Dollars verkauft. Unter den Briefen George Washingtons, die in großer Zahl zur Versteigerung kamen, erbrachte einer, der die verschiedenen Staaten der Union und die damaligen Preise des Grund und Bodens schildert, den Preis von 950 Dollars. Eine große Enttäuschung bildete dagegen die Versteigerung eines Manuskriptes von Schiller, das die Aufschrift trägt „Inventarium des Neuen Telemachs" und das für den Spottpreis von 180 Dollars losgeschlagen wurde, obgleich den 16 Seiten der Handschrift noch 14 kolorierte Zeichnungen beilagen, die zur Illustrierung des Werkes dienten.

## Bunte Zeitung.

**Ein Giftmischer im Stil der Borgias.** Während die Untersuchung gegen den französischen „Blaubart" Landru ihrem Ende entgegengeht, beschäftigt den Untersuchungsrichter der Landruschen Angelegenheit, Bonin, zurzeit die Aufhellung des Verbrecherlebens eines Pariser Versicherungsagenten namens Girard, der mit Hilfe der Wissenschaft eine große Zahl seiner Bekannten aus dem Wege zu räumen verstand, um die Summen der Lebensversicherungen, die er auf den Namen seiner Opfer abgeschlossen hatte, einzuheimsen. Im Gegensatz zu Landru, der auf demselben Wege nur an die 50 000 Francs erbeutete, hat seinem intelligenteren Schüler der Versicherungsschwindel dank der Anwendung der modernisierten Borgiaschen Giftmischertechnik eine runde Million Francs eingebracht. Mit Hilfe seiner Frau und deren Liebhabers, die jetzt ebenfalls beide hinter Schloß und Riegel sitzen, schloß Girard unter fingiertem Namen und mit gefälschten Personalangaben zahlreiche Versicherungspolizen auf den Namen seiner Bekannten ab, nach deren Tode er die Versicherungssumme einzog. Eine Freundin des Hauses, die Witwe des Advokaten Bonin, starb eine Stunde, nachdem sie bei Girard ein Gläschen Kognak getrunken hatte. Ein Ingenieur erlag dem Typhus, der ihn, unmittelbar nachdem er im Hause Girard gespeist hatte, befiel. Unter denselben Umständen war ein Advokat gestorben, und das gleiche Schicksal hatte ferner ein Dutzend Personen ereilt, die nach einem Besuch des Hauses Girard erkrankten und zum Teil gestorben sind. Nach dem Gutachten der Sachverständigen wurde der Typhus auf die Opfer durch Bazillen übertragen, die nach wissenschaftlicher Methode gezüchtet waren, während das zur Verwendung gekommene Gift durch die chemische Analyse als ein Extrakt festgestellt wurde, der aus Giftpilzen gewonnen worden war. Die bei Girard vorgenommene Haussuchung führte zur Entdeckung einer Reihe von Reinkulturen von Typhus, Pest und Cholerabazillen. In einem Ofen versteckt wurden ferner die halbverkohlten Reste eines Handbuchs der gerichtlichen Medizin gefunden. Girard will das Buch von einem Bekannten erhalten haben und versichert, daß es aus reiner Liebe zur Wissenschaft geschah, wenn er Bazillen züchtete und sich Giftpilze verschaffte. — Der Fall gleicht völlig dem des Giftmischers Hopf, der vor dem Kriege in Frankfurt am Main wegen zahlreicher Giftmorde, die mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln verübt worden waren, zum Tode verurteilt worden ist.

## Literatur.

**Die soeben erschienene Nr. 17 des „Simplicissimus"** enthält folgende Zeichnungen: „Erntesegen" von O. Gulbransson, „Zurück zur Natur!" von F. Heubner, „Badesaison" von Karl Arnold, „Die trauernde Braut" von J. U. Engelhard, „Schwere Jungen" von R. Grieß, „Professor Herron, der bekehrte Wilsonprophet" von Wilhelm Schulz, „Protest" von E. Thöny, „Spiritistische Regierungsseance" von E. Schilling.

**Der Alpenfreund,** Illustr. Monatshefte, München, Platzl. Das letzte Heft dieser viel gerühmten Zeitschrift bringt u. a. eine Reihe edler Kunstblätter: ein Vierfarbenbild „Auf dem Heimweg" von dem Malerpoeten Karl Spitweg, eine künstlerische Aufnahme „Lärchen" von St. Rubelt, eine seltene Hochgebirgsaufnahme in Kupferdruck „Der Grand Combin über den Morgennebeln" von Prof. Bodenstein und eine meisterhafte Schwarzweiß-Zeichnung „Dolomitenstürme" von Adalbert Holzer. Den künstlerisch hochstehenden Bildern reihen sich die Textbeiträge ebenbürtig an. Diese eröffnet Max Glaß mit einer Tagebuchnovelle „Marizzen," die von einer leisen Glückssehnsucht wie mit Harfentöner durchklungen wird. Einem prächtig illustrierten Aufsatz „Der höchste Berg Tirols" von H. v. Schullern folgt die Beschreibung der Ersteigung der Jungfrau", von den Ersteigern selbst erzählt. Tiefempfundene Einblicke in das Seelenleben der Alpenbewohner vermittelt uns der Maler F. Rockner mit seinem Beitrag „Memento homo", dem der Künstler fünf Bilder beigegeben hat. Dr. A. Dreyer hebt in seinem fesselnden Aufsatz „Der Berg in der Sage" eine Fülle von Schätzen und Geheimnisvollem an den Tag.

Zu beziehen durch die
**Goethe-Buchhandlung** Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 63. Fernruf 2540.


# Unterhaltungsbeilage
## der „Saale-Zeitung"

Nr. 163 Dienstag, den 27. Juli 1920


## Meerkatz.

Roman von

**Fedor von Zobeltitz**

34. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

„Nein," rief Anita lebhaft, „er haßt dich nicht! Kein Gedanke davon. Er kann nur nicht verzeihen."

„Das ist es, Ati, das allein. Und auch nicht genau: er will nicht verzeihen, weil er ein fürchterlicher Dickkopf ist. Begreifst du, daß es Spaß machen muß, diesen Dickkopf brechen zu können?"

„Ah ja, gewiß! Aber über dem Spaß — über dem Spaß —"

„Steht noch etwas Höheres," fiel Otheline ein. „Ati, verlangst du denn ein Bekenntnis bis auf den letzten Rest? Soll ich pathetisch werden, die eine Hand auf das Herz legen und die andere zum Schwur erheben —"

„Um Gottes willen!" rief Anita lachend, „nur das nicht! Es würde dir nicht anstehen. Bleibe bei deiner klaren Natürlichkeit — und auch bei der Klugheit deines Wollens und schließlich bei deiner Energie. Ich wünschte, ich besäße sie. Aber sie geht mir ab. Ich habe nicht den Mut, Brokhusen die volle Wahrheit zu sagen."

„Das verstehe ich. Dennoch: es wird nötig werden, sobald dein Entschluß gefaßt ist. Aber ich sehe ja: du schwankst immer noch."

„Ja, ich bin schwankend. Ich bin nicht wie du. Entsinnst du dich des Tages, als wir zum erstenmal von Brokhusen gesprochen hatten? Gerade an dem Tage war er zum Besuch gekommen, und ich fand noch so sehr unter dem Einflusse deiner Warnungen, daß ich — nach Möglichkeit unliebenswürdig war. Er merkte es, und es schmerzte ihn — und das tat mir wieder schrecklich leid. Da habe ich denn hin und her überlegt. Ich faßte deine Meinung, mein Herz zu prüfen, als These auf und fand auch sofort hundert Entgegnungen. Hat denn der Menschheit die Heirat aus Liebe als ewiges Gesetz gegolten? Ach nein — im Gegenteil: schon Jakob, der die Rahel liebte, mußte notgedrungen mit der Lea beginnen. Und ist's in der Gegenwart denn anders? Fürsten- und Kaufmanns- und Bauernehen werden viel zahlreicher nach gegenseitigem Uebereinkommen geschlossen als nach freier Wahl —"

„Und ehrenfeste Leute," fiel Otheline ein, „wie die Herrnhuter heirateten in früheren Tagen sogar nach dem Los. Liebes Kind, was du mir sagst, ist nichts Neues. Es paßt aber nicht auf deinen Einzelfall. Vergiß nicht, daß du selbst es warst, die mir bekannte, du seiest in deinem Entschlusse, Brokhusen zu heiraten, auf Widerstände gestoßen. Ich habe dir nicht vorenthalten, daß meiner Ansicht nach — die natürlich auch irrtümlich sein kann — der Graf kein Gatte für dich ist. Trotzdem wäre es möglich oder sogar wahrscheinlich, daß die Ehe sich durchaus zufriedenstellend entwickeln könnte, denn er liebt dich und ist auch innerlich ein vornehmer Mann, und du bist klug genug, ihm Verständnis entgegenzubringen. Aber Ati, im selben Augenblick, da du zu der Einsicht gekommen bist, daß dein sogenanntes Glück an seiner Seite vielleicht doch nur auf schwachen Füßen stehen dürfte, ist der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit, von der ich sprach, schon der Boden entzogen. Und da setzte meine Warnung ein. . . . Selbstverständlich, daß auch Ehen, bei denen Konventionz und Vorteilserwägung stärker mitsprechen als das Herz, sehr gut verlaufen können. Du aber, glaube ich, bist kein Mensch, der sich in eine Ehe ohne Liebe finden würde. Ich kann mir nicht helfen: ich glaube es nicht."

Anita neigte den Kopf. „Du magst recht haben," sagte sie. „Ich weiß es nicht, ob es so ist — aber es kann wahr sein. Ich weiß nur das eine: daß ich mich neulich habe überwinden müssen, Brokhusen wie ehemals gegenüber zu treten — wie noch vor Wochen. Und tat ich es schließlich doch, so geschah es aus Mitleid. Und siehst du, Otheline, das ist's, was mir den Bruch mit ihm so schwer macht: ich fürchte, ich werde den Mann, der mir nur Liebes erwiesen hat, ein großes Herzeleid zufügen. Wenn ich mich Will anvertrauen könnte — ihn bitten, an Brokhusen zu schreiben und ihn vorzubereiten auf das, was doch einmal kommen muß —"

„Nein, Ati," warf Otheline ein, „das wäre verkehrt. Zu derlei Missionen ist Will nicht zu brauchen. Aber Tante Te kann dir helfen. Dir ja — mir nicht."

„Und möchte es doch so gern!"

„Das weiß ich. Sie war auch mein heimlicher Bundesgenosse — aber den letzten Entscheidungskampf muß ich allein führen. Anders bei dir. Sage ihr die Wahrheit; ich bin gewiß, daß du sie auf deiner Seite hast und daß sie dir helfen wird."

Anita seufzte schweren Herzens. „Ich will es versuchen. Ich fühle ja selbst, daß ich zu einem festen Entschlusse kommen muß. Ich bin ganz verzweifelt, Otheline. Ich zergrüble mir den Kopf — ich habe nicht einmal mehr eine äußere Ablenkung seit Herr Falkenstein —"

„Richtig, Herr Falkenstein! Bist du wieder gut Freund mit ihm?"

„Gott bewahre. Er ist ungezogen und ekelhaft. Er behandelt mich wie ein Schulmädel."

Otheline pfiff leise durch die Lippen. „Obacht geben, Klein-Ati," sagte sie. „Es ist ein beliebter Männertrick, diese Behandlung von oben herab . . . Im übrigen: es kursiert allerhand Klatsch über Herrn Falkenstein. Er soll mit schlichtem Abschied entlassen worden sein — soll Dummheiten gemacht haben, die nicht mehr ganz . . . aber ich kann das nicht kontrollieren. Ich glaube, es geht von Pachelke aus. Der alte General von Scherbeling will ihn von früher her kennen. Der hat freilich eine böse Zunge. Man müßte sich einmal des Näheren erkundigen."

„Nicht nötig," entgegnete Anita gleichmütig. „Was geht es uns an! . . ." Ihre Lippen kräuselten sich verächtlich . . . „Die Sanzer sagt — ah bah, pfui Teufel!"

„Was sagt die Sanzer?"

„Ach, es fiel mir nur ein. Etwas Charakteristisches für Herrn Falkenstein. Sie sagt, er hielte es mit der schwarzen Zeite, der neuen Zofe Tante Tes."

Otheline lächelte. „Na — Gott . . . die Männer fragen nicht viel nach Rang und Stand, wenn ihnen eine hübsche Larve gefällt . . . Also die schwarze Zette. Zette Harms?"

„Jawohl, so heißt sie. Aus Groß-Bardaunen. Die Rasmussen hat sie empfohlen."

„Da hätte sie Besseres tun können. Eine hübsche Person — ich entsinne mich ihrer — taugt aber gar nichts. Sie war ein paar Monate in meinem Hause, als Hilfe der Mamsell, und kam dann nach Leichwasser zu Theo Finken. Mit dem soll sie . . . also jedenfalls ist sie nicht viel wert. Oder war es nicht. Vielleicht hat sie sich gebessert. . . . Atichen, jetzt gehen wir in den Park. Mein Förster hat ein junges Rehchen gefangen, das die Mutter im Stich gelassen hat. Das wird dir Freude machen: ein süßes Tierchen . . ."

Sie faßte Anita unter den Arm.

*

Falkenstein hatte jetzt viel zu tun. Das Gestüt nahm ihn in Anspruch. Trotzdem arbeitete er in den Abendstunden an seinem Roman weiter. Es war seine Erholung nach den Anstrengungen des Tages und konzentrierte auch seine Gedanken.

Das brauchte er. Seine Gedanken gingen zuweilen in der Irre. Sie wanderten in ein Traumland, in dem ihm lichtumflossene Erscheinung entgegentraten. Auf blumiger Asphodelswiese lagerten weiße Mädchengestalten, über grünen Grund tanzten Bacchantinnen.

Die Träume wuchsen zu einer Unendlichkeit sehnsüchtiger Stimmung sich aus. Er fühlte, daß das Wehen neuer, für-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19200727024/fragment/page=0001

mischer Gewalten durch seine Seele zog, und er kämpfte mit aller Kraft dagegen an.

Er hatte daran gedacht, seinen Roman von Grund aus umzuarbeiten, um der Heldin die Aehnlichkeit mit Anita zu nehmen. Und dann lächelte er wieder zu dieser törichten Vornahme. Er war am Ende seiner Erzählung, und er hätte eine ganz neue Geschichte schreiben müssen, wenn er Veranlagung, Natur und Wesen seiner Heldin verändern wollte; denn diese Figur gab dem Roman seine charakteristische Essenz, und mit ihrer Umänderung hätte auch alles Zuständliche umgeschaffen werden müssen.

Und, fragte er sich schließlich, wozu etwas gelungen Scheinendes zu zerstören, wenn die Aussicht, Besseres an seine Stelle setzen zu können, gering ist? Die Zerstörungswut des Augenblicks war ja doch nur ein Ausfluß der Zwiespältigkeiten seiner Stimmung und konnte die Wendung in seinem Innern vor dem eigenen Bewußtsein nicht rechtfertigen.

Seine Gedanken hatten sich immer viel mit Anita beschäftigt: das bewies der Fortgang seines Romans. Aber seine Phantasie war nicht nur künstlerische, sondern auch tatsächliche Wahrheit gewesen: das bewies wieder die Wandlung von flüchtigem Interesse zu ernster Sympathie, von sympathischer Neigung zu aufrichtiger Liebe, von Liebe zur Leidenschaft. Das originelle kleine Mädelchen, das anfangs nur Reize psychologischer Neugier in ihm berührt hatte, erschien ihm jetzt von einem unbeschreiblichen Zauber duftiger Schönheit umwoben. Und diese Schönheit war nicht nur eine Bildwerdung seines liebenden Herzens und eine Projektion seines Fühlens, sondern war warmblütiges Leben und wundervolle Wahrheit.

Er suchte in klarem Denken diese Leidenschaft niederzukämpfen. Er hatte gesehen, daß Anita den Grafen Brokhusen herzlich umarmt und geküßt hatte. Das war ein Moment wahnsinniger Eifersucht gewesen, dem unmittelbar darauf der Versuch einer ruhigen Erklärung folgte. Er wußte nichts von dem heimlichen Verlöbnis der beiden: er hätte das auch für unmöglich gehalten. Aber er kannte die geschäftliche Stellung Brokhusens zu Preysingk; er kannte das liebevolle Verhältnis zwischen Vater und Adoptivtochter und nahm an, daß es sich auf Brokhusen übertragen hätte, der vielleicht ein naher Verwandter oder jedenfalls der intimste Freund Preysingks war. Junge Mädchen bringen liebenswürdigen älteren Herren gern zärtliche Zuneigung entgegen. Das ist nichts Gefährliches.

Die Aussichtslosigkeit seiner Liebe verankerte sich bei Falkenstein in dem Bewußtsein seines materiellen Nichts. Was war er denn? Ein verabschiedeter Offizier, der sich in der Verborgenheit halten mußte, um nicht die Aufmerksamkeit seiner Gläubiger zu erregen. Natürlich: an dem Scheitern seiner Existenz war er selber schließlich am unschuldigsten gewesen — aber die Tatsache seines Ruins stand fest. Die Cowboys hatten ihm allerlei von dem riesigen Reichtum der Lentemannschen Erbin erzählt. Das war das Störende. Der Vornehmheit seiner Natur widersetzte sich der Gedanke einer Jagd nach reicher Mitgift. Wenn er jetzt, in seiner äußeren Notlage, um Anita warb, so war tausend gegen eins zu wetten, daß man ihm niedrige Motive unterschieben würde. Anita selbst konnte das glauben — — nein, sie gewiß nicht, wenn sie seine Liebe mit auch nur einer winzigen Spur von Gegenneigung erwidern konnte. Aber das schien ihm ausgeschlossen. Sie hatte ihn neulich in einer unartigen Laune brüskiert und hatte ihn dann wieder umstimmen wollen. Denn es war ihr unterhaltender, mit ihm auszureiten als allein — sie war auch auf seinen Roman neugierig geworden. Alles das hatte er sich bei seiner trotzig abwehrenden Antwort gesagt: aber auch noch ein anderes starkes Empfinden hatte bei seiner Entgegnung mitgesprochen: ein Gefühl äußerer Ungleichwertigkeit, das ihn im Moment stark erbitterte. Sie selbst hatte es durch eine rasch hingeworfene Bemerkung hervorgerufen. Vielleicht ärgerte sich die neugebackene Freiin über den bürgerlichen Herrn Inspektor, dessen Grafentitel sie nicht kannte — oder das reiche Mädchen über den armen Teufel, der so keck zu antworten verstand . . .

Er hatte sich wieder an die Arbeit gesetzt und schrieb seinen Roman zu Ende. Es waren nur wenige Seiten; dann zog er den Schlußstrich und atmete tief auf. Eine neue Hoffnung begann. Morgen wollte er an eine nochmalige Durchsicht des Manuskripts gehen und es sodann mit allen seinen Hoffnungen einpacken und an den befreundeten Redakteur des großen Sportblattes schicken, für das er schon früher häufiger gearbeitet hatte.

Er legte die Bogen sorgfältig in ihren blauen Umschlag, schloß sie ein und stand auf, um Luft in die Stube zu lassen. Die Zigaretten hatten das Zimmer wieder in olympische Wolken gehüllt.

Ein paar Minuten blieb er am offenen Fenster stehen. Es war eine Mondnacht wie neulich . . . aber er scheute den Park. Er schämte sich, Geheimnissen nachzuschleichen, die nur für den Himmel und die Natur keine sein sollten.

Das Klopfen in seiner Brust war stark. Falkenstein schritt ein paarmal im Zimmer auf und ab. Dabei fiel von ungefähr sein Blick auf die in gelblederner Hülle steckende Büchse, die in einem Winkel lehnte. Er hatte sie in Preysingshof noch nicht benutzt. Nun aber schoß ihm durch den Kopf, daß wilde Kaninchen sich in der Koppel der Schotten eingenistet hatten und den ganzen Wiesengrund zu zerstören drohten. Schlafen konnte er doch noch nicht. Er hatte schon gestern abend den kleinen Fitzen auflauern wollen, und nur die Beendigung seines Romans hatte ihn zurückgehalten. Heute aber war eine himmlische Nacht, und Falkenstein wußte, daß die Kaninchen gern bei Mondenschein auf Aesung rückten.

Er griff nach der Büchse und wunderte sich, daß sie so leicht war. Im nächsten Augenblick sah er, daß nur die leere Hülle an der Wand gelehnt hatte: die Büchse selbst fehlte.

Er begriff das nicht — und plötzlich kreisten seine Gedanken zu einem seltsamen Verdacht sich ein. Sein Gewehr hatte ein Kaliber von acht Millimeter: das Halbmantelgeschoß wurde von rauchschwarzem Pulver getrieben: Falkenstein hatte die Büchse für eine Jagd auf Elchwild gekauft, zu der er einmal geladen worden war. Und nun fiel ihm ein: auch die Strauße waren mit einer Achtmillimeterbüchse erschossen worden — mit einer gleichen Waffe, wie man sie ihm entwendet hatte.

Wer aber konnte die Büchse genommen haben? — Er überlegte, wer in den letzten Wochen in seinem Zimmer gewesen war. Einmal Preysingk (der sprach sonst gewöhnlich mit ihm durch das Fenster), einmal auch Tante Te, um neue Gardinen anlegen zu lassen; beide kamen nicht in Frage. Jette reinigte täglich das Zimmer und brachte das Abendbrot; sie war mürrisch und verschlossen geworden, hatte sich aber sicherlich nicht an der Schußwaffe vergriffen. Blieb nur noch Jungborn übrig, der im selben Hause wohnte und die Tür niemals verschlossen fand, wenn er eintreten wollte. . . Falkenstein schüttelte den Kopf. Jungborn besaß sein eigenes Gewehr, freilich keine Achtmillimeterbüchse — und vielleicht hatte es ihn gerade nach einer solchen gelüstet . . Falkenstein hatte ihm erst letzthin ein paar ernsthaft verweisende Worte gesagt, als dem Inspektor wieder einmal der Mond durchgegangen war. Seit er wußte, daß es Preysingk nicht einfiel, seine Kündigung rückgängig zu machen, fand er alle Augenblicke Gelegenheit, sich mißfällig über ihn zu äußern. Und jedesmal verbat sich das Falkenstein. . .

Er hielt noch die leere Büchsenhülle in der Hand. Er war nachdenklich geworden. Wer wußte denn, ob nicht auch heute nacht wieder seine Waffe zu einer Niedertracht benutzt wurde?! Mit rascher Bewegung schleuderte er die elegante steife Lederhülle zur Erde und griff nach seinem Hut. Einem raschen Impulse folgend wollte er seinen Braunen satteln und auf die Berge reiten. Da oben wachten freilich Hansen und Hoppenstedt. Aber ihre Wachsamkeit hatte auch das letzte Attentat nicht verhindern können.

Falkenstein steckte für alle Fälle seinen kleinen Revolver zu sich. Dann schwang er sich aus dem Fenster; er nahm den Weg, der ihm diese Zeit bequem geworden war und der das Dröhnen der schweren Haustür unnötig machte. Schlief Jungborn schon oben in seinem Zimmer, so wachte er sicher nicht auf. Und schlief er nicht — vielleicht konnte man dann eine Kanaille fassen.

Als Falkenstein auf dem Pflaster stand, stutzte er. Vom kleinen Parkeingang aus schritt jemand quer über den Wirtschaftshof: schritt Anita elastischen Schritts, die Gerte in der Hand, die Schleppe ihres Reitkleides über den Arm geschlagen. Sie ging nach dem sogenannten kleinen Pferdestall, zog den Eisenbolzen aus dem Verschluß der Tür und trat ein.

Falkenstein folgte ihr. Die Baronesse hatte augenscheinlich wieder Mondscheindurst. Heinrich merkte ihre Nachtritte regelmäßig an der Faulheit ihres Fuchses; der Gaul rekelte sich dann tagsüber auf der Streu und war kaum zum Fressen zu bewegen.

Als Falkenstein in den Stall trat, hatte Anita den Fuchs bereits aus der Box gezogen und streifte ihm das Lederzeug über den Kopf. In einem Verschlage hinter den Boxen schlief Heinrich. Aber Anita weckte ihn nie.

Sie hatte die Stalltür offen gelassen und wandte sich um, als sie die Verdunkelung in der hereinfließenden Helle bemerkte.

(Fortsetzung folgt.)

# Das Märchen von Wien.

Von Maria Stona.

„Es war einmal . . . .“

Am ersten Tage irrte ich ratlos durch die Stadt. Wo sind nur die Wiener? fragte ich mich. Ich fand sie nicht mehr. Glattrasierte, furchtbar entschlossen dreinblickende Männer jagten umher in Autos, mit Fiaker oder zu Fuß, jeder hatte Züge von Bela Kun. Wie Hyänen des Schlachtfeldes dünkten sie mir. Auf den Straßen ward nur vom Geschäft gesprochen.

Dann und wann sah ich einen Menschen mit verzweifeltem Ausdruck, alle Spuren der Sorge im Antlitz. Das war ein Wiener.

Die französische Revolution hat die Entwicklung eines Standes gebracht. Der Weltkrieg hat sie übertrumpft, er hat einen neuen Stand geschaffen, den der Schieber. Viele meinen, daß es 700 000 sind. Ins Märchenhafte weisen alle Ziffern. „Wir können sicher sein, daß jedes Ding, das wir kaufen müssen, durch 25 Hände gegangen ist,“ sagte mir ein Wiener.

In einen kleinen Garten eines Wirtshauses im dritten Bezirk traten sechs Männer und ließen sich an einem Tisch nieder. Kräftige Arbeiter in braunen Schürzen. Der Wirt nahte untertänigst: „Was befehlen die Herrschaften?“ Sie befahlen mit herrischen Zügen Bier und Fleisch und Zulpeis. Am Nebentisch saßen mit Brillen auf den ermüdeten Augen ein paar geistige Arbeiter. „Was wollens denn?“ fuhr der Wirt sie an, während er verächtlich an ihnen vorbeirannte. Was galten ihm die Hungerleider. Die Satten regieren die Welt. . . .

Protzenhaft sitzt der Fiaker auf dem Bock mit vorgeschobenem Kinn; sein gut genährtes Gesicht trägt den Ausdruck: Mir san mir.

Man glaubt, auf dem Boden des Märchens zu stehen, wenn man in den Auslagen Preise sieht wie 16 000 Kronen für einen Herrenanzug, 6000 für ein Leinenkleid, 560 für eine Krawatte 20 000 für einen weißen Fuchskragen, 2300 für Halbschuhe. „Die Tausender fliegen nur so,“ sagte mir lächelnd eine elegante, schöne Frau. Auch jene, die keine flugbaren Tausender haben, sind reizend gekleidet mit jenem Form- und Farbensinn, der die Wienerin seit jeher ausgezeichnet hat. Sie ist immer eine Lebenskünstlerin gewesen und trägt jetzt die unsäglichen Mühen des Hausstandes mit lächelnder Grazie. Allenthalben regt sich die Kunst in Wien. Eine Musikwoche — Ausstellung neben Ausstellung — ergreifend sind die Bemühungen, die Armut zu retten, da die Kraft erliegen müßte.

Es ist, als wollte diese Stadt in Schönheit sterben. . . .

Das Gewerbemuseum bringt eine „Kunstschau.“ Neben dem märchenhaften Klimt und seinen Farbenträumen zeigt der klare Kokoschka verzerrte Köpfe in scharf hingesetzten Linien. Sieht man erschrocken von seinen Bildnissen auf, dann gewahrt man unter den wandelnden Gästen die gleichen Gesichter, wie er sie gezeichnet, diese Zickzackervenbündel, zerrissen von häßlichen Gefühlen und kleinen Gedanken. Er zeigt die Welt, wie sie jetzt ist, erfüllt von Hexen, Affen und Teufeln. Zu Schalen voll prächtiger Rosen reckt sich der Blick, Rosen, die mit erglühten Kelchen eine ewig junge Schönheit künden. Ins Mystische spielen die großen Gestalten des begabten Bildhauers Anton Hanak.

Wie alte Märchenbilder hat die ehemalige Hofbücherei ihre Schätze in einer Musikausstellung aufgeschlagen. Wir sehen ein Stückchen uralten Papyros mit einem Gesang von Euripides, die ersten Notenzeichen enthaltend, die uns bekannt geworden sind; — wir erblicken Schriftzeichen der Minnesänger, die zierlichen, von Mozart geschriebenen Noten, die wie ein verwirrter Haarschopf hingewühlten Handschriften Beethovens und lesen in der Urschrift Joseph Haydns die Volkshymne, besser Kaiserhymne genannt. Auch sie ist zum Märchen geworden. . . .

Das märchenreichste aber, das Wien bietet, ist die in ihrer wundervollen Pracht einzige Gobelinausstellung im Belvedere. Dies herrliche Schloß, vom Prinzen Eugen von Savoyen durch den Bildhauer Hildebrand erbaut und vom Kaiser Franz Joseph I. dem Thronfolger Franz Ferdinand zur Heimstätte überlassen, wurde dazu ausersehen, die unvergleichlichen Schätze der Habsburg zum erstenmal dem Volke zur Schau zu bringen.

Von den 900 Gobelins, die das Kaiserhaus besaß, ist hier nur ein kleiner Teil — 93 Stück in 23 Räumen — ausgestellt. Gleich im ersten Saale entzücken drei französische Gobelins, gewebt in 16. Jahrhundert, den Triumph des Todes über die Keuschheit, des Ruhmes über den Tod und der Zeit über den Ruhm. Wie hier in leuchtenden Farben mit Gestalten, die im Sieg wie im Unterliegen gleich herrlich sind, die tiefsten Gedanken verbildlicht werden, das trägt weit hinaus aus dem Rahmen der Alltäglichkeit. Gewaltiger noch wirken die biblischen Szenen, tragen die einen die schlichten Linien der ersten niederländischen Maler — so entfalten die andern sich zu der reifen Gliederpracht der Renaissance, und in einem der Hauptwerke, der Teilung des Landes am Jordan, erscheinen die Gestalten Abrahams und Lots von so überwältigender Größe und das Land der Hirten und ihre Herde so wunderbar in den Hintergrund komponiert, daß man einen unvergeßlichen Eindruck empfängt.

Wunderbar schön ist auch der Thronhimmel, der Pluto und Proserpina zeigt vor einen Laubengang sitzend, der in prächtiger Perspektive sich weit hineindehnt in einen blumenblühenden Garten. Paradiesisch sind auch die Gartenreuten, diese Säulen mit Kapitälen voll blühender Pflanzen. Ueberraschend wird die Kunst der Bordüre geübt, die bald in eine Reihe allegorischer Gestalten ausläuft oder in ein Gerank von Blüten und Früchten. In den herrlichsten Schöpfungen der Gobelinkunst gehören die Reiterbilder Ludwig XIII.; freilich hat diese Bilder Rubens geschaffen.

Die Räume im ersten Stock sollten dem Glanz von Festen dienen. Der Erzherzog aber durfte keine Feste geben. Der alte Herr in Schönbrunn war eifersüchtig. Im zweiten Stock lebte Franz Ferdinand mit seiner Familie. Viele Fenster tragen noch die hohen Eisenstäbe, die seine Kinder vor einem gefährlichen Sturz bewahren sollten — aber kein Gitter war stark und hoch genug, vor dem tiefsten Fall zu behüten. . .

Das Kaisermärchen ist verrauscht. Das Volk tritt ein großes Erbe an. Und dies Volk ist bewundernswert in seiner Duldungsfreudigkeit und unzerstörbaren Heiterkeit. Sein Humor bleibt auch in den schwersten Tagen ungebrochen.

Als ich in einem Abteil 3. Klasse fortfuhr aus Wien — bezeichnenderweise waren im Gegensatz zu früheren Zeit alle Karten der 1. und 2. Klasse vergriffen — zog ein Mitreisender den Rucksack vor und entnahm ihm eine Harmonika, auf der er fröhliche Wiener Lieder zu spielen begann. Ein paar Mädchen sangen, und so hatten wir einen Abglanz der Wiener Musikwoche im rollenden Zuge. Sie waren arm und dürftig, die um mich saßen, einzelne ein bischen schwindsüchtig, alle halb verhungert, aber sie waren so herrgottsfroh. Mit verliebten Blicken sah der alternde Musikant seine zahnlose, selig lachende Frau an, während er ihr die Tänze vorspielte, die sie einst zusammen getanzt. Von Zeit zu Zeit hob er die Schultern in rhythmischem Schwung, worauf sie sich fast überkugelte vor Freude. „Die ganze Nacht hab' ich im Wirtshaus gespielt,“ sagte er, „beim Heurigen in der Beigittenau, und jetzt wollen wir Schwammerl suchen, damit wir was z'essen haben — aber du siehst ja nix,“ lachte er seiner Alten zu.

Die Heiterkeit des Volkes ist das einzige, was nicht märchenhaft ist in dieser reizvollen Stadt, sondern wirklich und wahrhaftig und verständlich aus der zarten Seele dieses liebenswürdigen weichen, kindlichen Stammes der Phäaken. Von ihm ist vielleicht wenig Tatkraft zu erwarten. Darum liegt die Zukunft Wiens in seinen Kunststätten, die durch ihre unermeßlichen Schätze seinen Ruhm dauernd begründen werden.

# Anekdoten von der Kaiserin Eugenie.

**Die schönste Frau am Hofe von Compiègne.**

War die soeben verstorbene Kaiserin Eugenie wirklich die schönste Frau ihrer Zeit, wie man allgemein anzunehmen geneigt ist? Von vielen, die Gelegenheit hatten, sich aus eigener Anschauung ein Urteil zu bilden, wird ihr diese Vorzugsstellung bestritten. Im Winter des Jahres 1857 weilte die Herzogin von Manchester, die spätere Herzogin von Devonshire, als Gast am kaiserlichen Hofe zu Compiègne.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19200727024/fragment/page=0002